

als Kunder und Wächter des Glaubens mit allem Ernst wahrnehmen und vor allem den *Vergroberungen und Entstellungen von Konzilsaussagen* entgetreten. Wir bedauern schmerzlich, daß das Konzil vielfach — zumal im *publizistischen* Bereich — nur in Schlagworten weiterlebt, und daß seine eigentlichen religiösen Zielsetzungen noch sehr wenig erkannt und aufgegriffen werden.

Wir überhören auch nicht, daß uns so manche Stimmen auf *Zeichen der Unruhe* aufmerksam machen. Es gibt gewiß eine heilsame Unruhe. Die hier gemeinte Unruhe aber heilt nicht, sondern verwirrt und verführt. Soviel ist sicher: Das Konzil wollte nicht Verwirrung und Auflösung, sondern Verlebendigung und Vertiefung. Dem Einbruch aller Unordnung werden wir in Güte und Festigkeit wehren und zu gegebener Zeit das Notwendige tun. Aber schon von dieser Konferenz aus wollen wir einige klärende und helfende Worte an das Volk Gottes in unseren Bistümern richten.

Nicht neue, sondern erneuerte Kirche

Die Kirche nach dem Konzil ist nicht eine neue, sondern soll eine erneuerte werden. Die Kirche vor und nach dem Konzil ist die *eine* und *dieselbe* Kirche, die eine Stiftung Jesu Christi. Diese Kirche glaubt, verkündet, bezeugt und verteidigt den ganzen Glauben, der uns im Glaubensbekenntnis der Apostel überliefert und der in der Heiligen Schrift beurkundet ist. Die Kirche ist eine Gemeinschaft des Glaubens und lebt aus dem Glauben. In ihr hat die wissenschaftliche Forschung ebenso ihren Platz wie das klärende und helfende Gespräch. Aber die Kirche *lebt nicht von der Debatte*.

Eine *naive Wissenschaftsgläubigkeit* verleitet manche zu der Meinung, als komme das Heil aus der Wissenschaft. Unsere um die Theologie sich muhenden Mitbrüder verstehen uns recht, wenn wir feststellen, daß die Kirche auf Apostel gegründet wurde und nicht auf Gelehrte. Dabei wissen wir wohl, welche große Aufgaben gerade heute der theologischen Wissenschaft gestellt sind, zu deren Lösung und Klärung wir unsere Professoren vertrauensvoll ermuntern.

Die Erneuerung der Liturgie war das erste, was von den Ergebnissen des Konzils allen Gläubigen spürbar geworden ist. In manchen Kreisen hat es dabei Schwierigkeiten gegeben, die gewiß zum Teil damit zusammenhängen, daß der Sinn der Neuordnung nicht hinreichend erklärt oder verstanden wurde und man nicht überall auf die örtlichen Voraussetzungen gebührend Rücksicht nahm. Bei einem solchen bedeutsamen Werk dürfen wir uns aber nicht durch bergangsschwierigkeiten und menschliche Unzulänglichkeiten entmutigen lassen. Aufs Ganze gesehen überwiegt schon jetzt der Eindruck, daß die Liturgiereform die Menschen näher an den Altar heranführt und besser mit Gottes Wort vertraut macht. Wir stehen erst

an einem Anfang, und vieles befindet sich noch im Stadium der Entwicklung.

Jede echte Reform hat zwei Gegner, die ihr gefährlich werden können: die Verstandnislosen, die starr an dem Vergangenen festhalten, und die Ungeduldigen, die nicht anerkennen wollen, daß man den zweiten Schritt nicht zugleich mit dem ersten tun kann. Beide liefern einander die Argumente für ihre Fehlhaltung, beide sind vom Geist des Konzils gleich weit entfernt.

Reform muß von der ganzen Kirche getragen werden

Die Reform kann nur gelingen, wenn sie von der ganzen Kirche getragen wird. Deshalb appellieren wir an alle, an die Vorwartsdrangenden und die Zogernden, an Priester, Ordensleute und Laien, mit uns gemeinsam den Weg zu gehen, den wir nach reiflicher Überlegung und mit Rücksicht auf den Zusammenhalt des Ganzen eingeschlagen haben. Wir haben während des Konzils immer wieder erlebt, wie sich durch freimütige Aussprache, verständnisvolles Aufeinanderzugehen und demutiges Offensein gegenüber Gottes Willen eine überraschende Gemeinsamkeit ergeben hat, die keine Sieger und keine Besiegte kannte. Warum sollte dies nicht auch jetzt bei der Verwirklichung der Konzilsbeschlüsse in unserem Lande möglich sein?

Eine besonders *schwere* Aufgabe fällt dabei unseren Mitbrüdern im *Priesteramt*, den Seelsorgern zu. Viele haben sich trotz mancher Anfangsschwierigkeiten mit erstaunlicher Aufgeschlossenheit ihrer Aufgaben angenommen und haben ihre Gemeinden in kurzer Zeit schon weithin für eine rechte Erneuerung des gesamten kirchlichen Lebens gewonnen. Dafür verdienen sie unsere dankbare Anerkennung.

Das Konzil hat uns aufs neue bewußt gemacht, wie sehr alle kirchlichen Ämter aufeinander zugeordnet sind und im gemeinsamen Dienst am Volke Gottes stehen. Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien sind bei all ihrem Wirken für die Kirche mehr denn je aufeinander angewiesen. Wir gehören zueinander, nicht im Sinne von Herrschenden und Untergebenen, sondern so, wie das Konzil es in der Konstitution über die Kirche sagt: „Der Bischof ist wie der Apostel Paulus der Schuldner aller. Darum sei er bereit, allen das Evangelium zu predigen und seine Gläubigen zu apostolischer und missionarischer Tätigkeit zu ermuntern. Die Gläubigen aber müssen dem Bischof anhangen wie die Kirche Jesu Christus und wie Jesu Christus dem Vater, damit alles in Einigkeit übereinstimme und uberstrome zur Verherrlichung Gottes“.

Christus lebt in Seiner Kirche. Gottes Geist schwebt auch über den unruhigen Wassern der Gegenwart. Wir wollen Ihm vertrauen. Wir bitten aber auch um Vertrauen zur Kirche und ihren Hirten. Das ganze Volk Gottes möge in dieser Zeit die lebendige Einheit in Christus wahren durch die Kraft Seines Geistes.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Ist der heutige Mensch liturgiefähig?

Ein Brief von Romano Guardini an Prälat Johannes Wagner, Trier, anläßlich des Dritten Liturgischen Kongresses für den deutschen Sprachraum in Mainz im April 1964 (vgl. Herder-Korrespondenz 18. Jhg., S. 440 ff.), mündete in der auf die gegenwärtige liturgische Situation

und die Schwierigkeiten der vom Konzil beschlossenen Erneuerung zugespitzten Frage: „Ist vielleicht der liturgische Akt und mit ihm überhaupt das, was ‚Liturgie‘ heißt, so sehr historisch gebunden — antik, oder mittelalterlich, oder barock, daß man sie der Ehrlichkeit wegen ganz aufgeben müsste? Sollte man sich nicht zur Einsicht durchringen, der Mensch des industriellen Zeitalters, der

Technik und der durch sie bedingten soziologischen Strukturen sei zum liturgischen Akt einfach nicht mehr fähig? Und sollte man statt von Erneuerung zu reden, nicht lieber überlegen, in welcher Weise die heiligen Geheimnisse zu feiern seien, damit der heutige Mensch mit seiner Wahrheit in ihnen stehen könne“ (Wortlaut des Briefes unter dem Titel: „Der Kultakt und die gegenwärtige Aufgabe der liturgischen Bildung“, in: Liturgisches Jahrbuch 14, 1964, S. 101—106, und in: „Gottesdienst nach dem Konzil. Vorträge, Homilien und Podiumsgespräche des Dritten Deutschen Liturgischen Kongresses in Mainz“, herausgegeben von A. Hänggi, Mainz 1964, S. 18—23).

Phasen der Liturgischen Bewegung

Guardini fügte damals selbst hinzu, es klinge hart, so zu sprechen, aber es gebe nicht wenige, „vielleicht, aufs Ganze gesehen, sehr viele“, die so dächten. Man dürfe diese nicht einfach als Abgestandene wegstreichen, sondern müsse fragen, wie man — wenn Liturgie wesentlich sei — ihnen nahekommen könne.

Seither ist diese Frage in öffentlichen und halböffentlichen Diskussionen nie mehr ganz verstummt, und es fehlte keineswegs an Mißverständnissen. Guardini selbst hat mit seiner Frage offenbar weniger gemeint, als gelegentlich hineininterpretiert wurde. Man muß also die Frage weniger aus dem Meinungshorizont interpretieren, auf den sie traf, sondern aus dem Kontext, in den sie Guardini stellte. Guardini unterschied in seinem Brief vier Phasen der Liturgischen Bewegung: eine erste, stark restaurative, eine zweite, primär akademisch geartete, eine dritte, die von den Zentren des volksliturgischen Apostolats und von der Jugendbewegung getragen wurde, „von praktisch-realistischem Charakter“. In dieser dritten Phase habe man versucht die Gemeinden zu erfassen, und sei dabei auf das Problem der Sprache gestoßen.

Nach der Verabschiedung der Konzilskonstitution, meinte Guardini, müsse nun eine vierte Phase einsetzen. Man müsse sich nun der Frage zuwenden, wie im Unterschied zu anderen religiösen Vorgängen, dem individuellen oder dem sich frei bildenden Gemeinschaftsvorgang der Volksandacht, der „tragende Grundakt“ gebaut sei, welche Formen er annehme, welche Fehlgänge ihn bedrohten und wie sich seine Anforderungen zur Struktur des heutigen Menschen verhielten.

Auch wenn im Brief Guardinis selbst etwas dunkel oder wenigstens unausgesprochen blieb, wie nun genau das Wesen des liturgischen Aktes zu verstehen sei, was an der „Liturgie“ unter Umständen aufgegeben werden müsse, damit der heutige Mensch mit seiner Wahrheit in ihm stehen könne, so braucht hier wohl nicht eigens darauf hingewiesen zu werden, daß nicht gemeint sein konnte, der moderne Mensch sei zu gottesdienstlichem Vollzug irgendwie überhaupt nicht mehr fähig, denn das Antike, Mittelalterliche oder Barocke sind Ausformungen des liturgischen Vollzugs, die zur Entfremdung vom Kern und zur Verfälschung des liturgischen Grundakts geführt haben mögen, sie berühren aber oder sind nicht das Wesen christlichen Gottesdienstes.

Was verlorengegangen ist

Es ging Guardini vielmehr um die Forderung, sich in der liturgischen Erziehung und Bildung mehr als bisher die Frage nach dem Wesen des tragenden liturgischen Aktes zu stellen, da nach seiner Meinung bereits „der typische Mensch des neunzehnten Jahrhunderts“ dazu nicht mehr

fähig gewesen sei, ja um diesen Akt nicht mehr gewußt habe. „Was der Gläubige vollzog, war gar kein eigentlich liturgischer, sondern ein von Zeremoniell umgebener privat-innerlicher Akt — nicht selten noch vom Gefühl begleitet, er werde durch jenes Zeremoniell gestört.“

In einem Schreiben an den Herausgeber dieser Zeitschrift hat Guardini die Intention seines damaligen Briefes nochmals präzisiert: „Worauf es mir vor allem ankam, war, zu zeigen, daß die liturgische Pädagogik noch nicht zum Grundproblem vorgedrungen sei. Dieses liege in der Frage, worin der tragende Akt des liturgischen Verhaltens bestehe. Man hat den Eindruck, dieses werde meist vom Rationalen her verstanden, während es sich in Wahrheit um ein in der Neuzeit verlorengegangenes religiöses Verhalten, den Kultakt, handelt. Wenn ich dann die Frage gestellt habe, ob man, anstatt von Erneuerung zu reden, nicht lieber überlegen sollte, in welcher Weise die liturgischen Geheimnisse zu feiern seien, damit der heutige Mensch mit seiner Wahrheit in ihnen stehen könne“, so war das durchaus kein „in Frageform gekleideter Vorschlag“ [vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 300], den liturgischen Akt überhaupt aufzugeben, sondern ein energischer Hinweis, sich um das eigentliche Problem zu bemühen.“

Worin liegt aber nach Guardini das eigentliche Problem? Wenn wir ihn richtig interpretieren, so ist hier weniger die Frage nach dem Wesen der Liturgie als objektiver Vorgegebenheit gestellt und noch weniger die die Gegenwart bewegende Frage nach dem spezifisch christlichen Kult im Unterschied zum religionsgeschichtlichen Kultverständnis und noch weniger, wieweit christlicher Gottesdienst überhaupt kultisch zu verstehen und zu vollziehen sei, sondern vielmehr nach dem persönlichen und gemeinschaftlichen liturgischen Verhalten, das sich der heutige Mensch wieder neu aneignen müsse.

So trifft wohl auch die Umfrage, die der Maria Laacher Liturgiker, Th. Bogler OSB, im Anschluß an den Brief von Guardini an Prälat Wagner veranstaltet hat und deren Ergebnis nun in Buchform unter dem Titel: „Ist der Mensch von heute noch liturgiefähig?“ (Verlag Ars Liturgica, Maria Laach 1966) vorliegt, nicht ganz die Sinnspitze der Frage Guardinis. Diese verdient aber in unserem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit, weil durch die Intention der Frage und durch das Umfrageergebnis das Anliegen Guardinis nicht nur weitergeführt und ergänzt wird, sondern im Blick auf die Wirklichkeit und die Grenzen der nachkonziliaren Liturgiereform Gesichtspunkte in den Blick treten, die in manchem auch in entgegengesetzte Richtung weisen.

Liturgiefähigkeit und Humanum

Ohne sich damit zu identifizieren, will die Umfrage Boglers an die Fragestellung Guardinis anknüpfen und spitzt diese stärker auf die Frage nach der Liturgiefähigkeit des heutigen Menschen allgemein zu. In seinem Vorwort stellt Bogler fest, ob es nicht eigentlich erschütternd sei, „daß zu einem Zeitpunkt, da das, was man in Deutschland Liturgische Bewegung, Liturgische Erneuerung, Liturgisches Apostolat genannt hat, zum Durchbruch gekommen ist, da der Episkopat der gesamten Welt in seiner ersten Konzilskonstitution zu den liturgischen Fragen Stellung nahm und dem liturgischen Denken zum Siege verhalf, bei einem der Begründer dieser Bewegung am Ende seiner Tage sich angesichts einer Weltentwicklung,

wie wir sie seitdem erlebten, eine an den Grundpfeilern rüttelnde Skepsis geltend macht“.

Dann ist die Rede vom veränderten Weltbild, vom Menschen, „der sich mit Haut und Haaren der Technik verschrieb“, von Computern, von Automation, davon, daß der Mensch immer mehr durch Nummern ersetzt werde, und davon, daß spätestens in zwei Jahrzehnten die ganze Menschheit vollständig durchnummeriert sein werde, von den „Restdienstleistungen“, die dem Menschen noch verblieben. Auf jeden Fall seien wir in einer Umstellung des menschlichen Daseins auf unserer Erde begriffen, „die die Grundlagen des Humanum, des Menschlichen schlechthin, anrührt“. Von daher müsse die grundsätzliche Frage nach der Liturgiefähigkeit des heutigen Menschen gestellt werden.

Eine Reihe von Befragten folgen der „Erschütterung“ des Herausgebers hinsichtlich der Frage Guardinis und seinem Lamento über den technischen Umwandlungsprozeß, der mit der Liturgiefähigkeit des Menschen zugleich das Humanum schlechthin gefährde oder der, weil er an den Grundlagen des Humanum rühre, auch die Fähigkeit des Menschen zu liturgischem Vollzug verschütte oder reduziere. Und diesem Ausdruck der Erschütterung oder Bestürzung folgt dann fast erwartungsgemäß und selbstverständlich die Antwort, der heutige Mensch sei „wie der, der gestern war und morgen sein wird, liturgiefähig, weil Liturgiefähigkeit und also die Fähigkeit zum Gottesdienst zum Wesen des Menschen schlechthin gehört“ (eine Direktorin eines Seelsorghelferinnen-Seminars).

Liturgiefähigkeit und Gebet

Andere warnen: Die Frage enthalte einen fatalistischen Unterton, weil sie Liturgiefähigkeit als etwas Zeitbedingtes ansähe. „Wäre das der Fall, dann wäre es nur ein kleiner Schritt zu dem Satz: Nicht jede geschichtliche Epoche ist zum Beten fähig“ (ein evangelischer Direktor einer Kirchenmusikhochschule).

Wieder andere, Laien und liturgische Praktiker, beantworten die Frage positiv mit Hinweisen auf praktische Erfahrungen. Eine Berufsschullehrerin weist auf eine Umfrage unter der Frauenjugend im Kölner Raum hin, die ergeben habe, daß das Meßopfer weithin durchaus als höchster religiöser Wert angesehen werde. „Die meisten der 400 Befragten betonten, daß ihnen Wandlung und Kommunion innigste Verbindung mit Christus bedeuten.“ Auch wer nicht regelmäßig zur Sonntagsmesse gehe, habe mit Ehrfurcht vom liturgischen Geschehen gesprochen. Mehrere betonen sehr nachdrücklich, wie sehr das Liturgieverhältnis des Laien und damit die Fähigkeit bzw. psychische Möglichkeit des inneren Mitvollzuges vom Verhalten des Liturgen abhängen.

Die Schriftstellerin Luise Rinser begnügt sich in ihrer Antwort mit Hinweisen auf die Wirkungen der Liturgiereform in Italien. Gegenüber dem liturgischen Durcheinander vor dem Konzil sei die Umstellung nach dem Konzil erstaunlich rasch und leicht vor sich gegangen. Es werde nun „diszipliniert“ gebetet, gestanden, gekniet. Innerhalb von zwei Jahren seien aus einzelnen privaten Betern echte Gemeinden geworden. Die Schriftstellerin bezweifelt allerdings, ob sich dadurch auch der Gottesdienst verstärkt habe. Jugend sei in den italienischen Kirchen immer noch kaum vertreten. Ob aus diesem glatten Übergang auf ein besonders nahes und unangefochtenes Verhältnis zum liturgischen Vollzug geschlossen wird, geht aus der Antwort allerdings nicht hervor.

Heinrich Spaemann führt Beispiele aus der Seelsorgspraxis an. Er berichtet von Versuchen in einer Industriegemeinde, in der man versucht habe, bei der Gestaltung kirchlicher Andachten dem stillen Gebete mehr Raum zu geben, und habe dabei die überraschendsten Erfahrungen gemacht. „Ein Grundelement der Liturgie, das Schweigen, wurde von einer Gemeinde [offenbar gegen die Einsicht des Pfarrers, der gemeint habe, der Großstadtmensch von heute sei ‚stilleunfähig‘] geradezu neu entdeckt; es wurde als kostbar, als helfend und heilend empfunden...“ Spaemann berichtet auch von Erfahrungen bei Erstkommunionfeiern in Nachbarschaftskreisen auf dem Lande. Die Eucharistiefeyer in den Häusern „wirkte auf die Gemeinde geradezu erweckend“. Er berichtet aber auch von Versuchen mit Hausgottesdiensten mit Studenten einer technischen Hochschule, von den Schwierigkeiten und Einwendungen gegen alle Elemente, „die an Magie, an Beschwörungsformeln und -riten erinnern“.

Reduziertes Symbolverständnis

Die Antwort, was es nun mit der Liturgiefähigkeit oder -unfähigkeit unserer Zeitgenossen auf sich habe, wird angedeutet, aber nicht eigentlich gegeben. Als teilweise Ablenkung vom eigentlichen Problem mag man manche Antworten empfinden, die, dem Vorwort des Herausgebers folgend, von einer gewollt oder ungewollt negativen Betrachtungsweise der anthropologischen Veränderungen durch Wissenschaft und Technik ausgehen. Auch dürften manche Beispiele das Problem der eingängigeren Illustration wegen wohl allzusehr vereinfachen.

Balthasar Fischer versucht beispielsweise das Problem durch den Konsum an Votivkerzen zu illustrieren. Fischer meint entgegen verbreiteten Klagen, „gewisse Ermüdungserscheinungen gegenüber der reformierten Osternachtfeier hingen nicht zuletzt mit dem schwindenden Sinn des heutigen Menschen für die (bei der Reform noch ausgebaute) Lichtsymbolik ... zusammen“, feststellen zu können, daß trotz solcher Ermüdungserscheinungen die Lichtfeier „der am wenigsten problematische Teil“ der Osternachtfeier sei. Das zeige sich auch daran, „daß sich vielerorts aus der Lichtfeier heraus spontan und ohne entsprechende klerikale Anregung neues Lichterbrauchtum der Gläubigen gebildet hat“. Sollte die Abneigung des Industriemenschen gegen Licht- und Kerzensymbolik zutreffen, so müßten die Folgen gerade dort spürbar werden, wo der Gläubige diese nicht nur erlebe, sondern in eigener Regie gestalte.

Es treffe aber gerade das Gegenteil zu. Nach einer Mitteilung des Verbandes deutscher Kerzenhersteller sei der Verbrauch an Votivkerzen immer noch im Steigen. An diese Tatsache knüpft Fischer die Überlegung: „Ob hinter solch einem Phänomen ... nicht so etwas wie das Heimweh des industrialisierten Menschen nach Ursymbolen steckt...“ Und er verweist auf ein Zitat von J. A. Jungmann in dessen Referat auf dem Eucharistischen Kongreß in München 1960 (vgl. M. Schmaus – K. Forster, *Der Kult und der heutige Mensch*, München 1961, S. 15): „Je weiter der heutige Mensch sich von seiner Naturbasis entfernt, um so größer wird seine heimliche Sehnsucht, die ihn zu den Anfängen zurückführt.“ Schließlich habe sich herumgesprochen, „daß Neonlicht Leichenteint erzeugt, während Kerzenlicht noch das runzligste Antlitz verjüngt und verklärt“. Fischer warnt dann zwar selbst: Zu glauben, es könne in der Welt der liturgischen Symbole getrost alles beim alten bleiben; das Heimweh werde den Men-

schen des Industriezeitalters schon wieder zu all den alten Zeichen zurückführen, wäre eine gefährliche Utopie. Vieles in der Zeichenwelt katholischen Gottesdienstes sei heute reif zum Fallen. „Man sollte aber bei diesem Reinigungsprozeß nur nicht von der falschen Prämisse ausgehen, der Sinn für Zeichen überhaupt sei im Aussterben begriffen.“

Etwas vordergründig

Erschöpft sich aber die Fähigkeit zum Vollzug christlicher Liturgie im Sinn für Zeichen? Das wollte wohl gewiß niemand behaupten, auch wenn die Liturgische Bewegung in ihren früheren Phasen manchmal diesen Eindruck vermitteln mochte. Kann aber die Sehnsucht nach den Anfängen als Ausgangspunkt oder gar als Beweis für die Liturgiefähigkeit genommen werden? Würde diese Sehnsucht dann möglicherweise nicht mit der Ausflucht einmal gültiger, aber heute überwundener Traditionen oder mit einem auch in der Liturgie weltfremden Drang nach einer „heilen Welt“ verwechselt werden. Es fällt in den Antworten auf, wie wenig grundsätzlich gerade die Vertreter der Liturgiewissenschaft und der Liturgischen Bewegung die ihnen gestellte Frage beantworten. Aber nicht nur sie, auch viele andere Teilnehmer an der Enquete stoßen nicht zum Kern vor, sprechen in mehr oder weniger zutreffenden Bildern, bleiben an Details hängen, machen zum Teil durchaus gewichtige und erwägenswerte Vorschläge, z. B. zur Vereinfachung der Eucharistiefeier und zur Einführung von Hausmessen, gehen aber meist von sehr verschiedenartigen Vorstellungen von Liturgie aus. Manche setzen ohne Einschränkungen und Abstriche Liturgiefähigkeit einfach gleich mit Glaubensfähigkeit, sehen durch den Mangel an Fähigkeit zu liturgischem Vollzug menschliche Grundvollzüge überhaupt gefährdet oder sehen umgekehrt in der Liturgie nur das „Gehäuse“, den zeremoniellen und rituellen Überbau des christlichen Gottesdienstes, während andere wohl im Sinne der Liturgiekonstitution (vgl. u. a. Abschnitt 10) Liturgie und Gottesdienst gleichsetzen.

Kriterien und nachkonziliare Polemik

Etwas einseitig von einem mehr biblischen Verständnis des christlichen Gottesdienstes und des „Kultes“ aus, wenn auch durchaus erwägenswert, erscheinen die Kriterien, die Ida Friederike Görres für die Liturgiefähigkeit angibt, wobei der polemische Untergrund der nachkonziliaren Situation sehr deutlich durchscheint.

Nach Ida Friederike Görres ist der Mensch liturgiefähig:

1. Wenn er die Anbetung Gottes für einen wesentlichen, notwendigen, unersetzlichen und zentralen Bestand seines Glaubens und seiner religiösen Existenz hält: für mindestens so wichtig wie den Dienst am Nächsten.
2. Wenn er die Anbetung Gottes nicht nur für ein privates Bedürfnis hält, sondern für eine Pflicht der Gemeinschaft der Gläubigen; nicht für pure Gesinnung und Innerlichkeit, sondern übersetzbar in Wort, Gebärde und Symbole.
3. Wenn er willig ist, diese Gemeinschaft der Anbetung im Kult der Kirche auszuüben.
4. Wenn er begreift und einverstanden ist, daß diese Anbetung, persönlich und gemeinsam, einer Ausdruckssprache bedarf, die in Wort und Gebärde dem Gegenstand angemessen, verständlich und psychologisch vollziehbar ist; daß sie gerade deshalb nicht von privaten Stimmungen und spontanen Einfällen abhängig sein kann, sondern geordnet, verpflichtend, zugleich dem variablen Element

gerecht sein muß, zwar wandelbar und anpassungsfähig, aber der Willkür und Spielerei entzogen.

5. Wenn er einen zuständigen und verantwortlichen Leiter des Kultes anerkennt und sich ihm zu fügen bereit ist.

6. Wenn er die betende und opfernde Gemeinde nicht nur räumlich als die lokal versammelte und zeitlich als „einaltrig“ versteht, womöglich auch noch auf eine Altersklasse oder Gesinnungsgruppe eingeschränkt, deren Geschmack dominieren muß, sondern als die Ganzkirche des Erdkreises und als die von Christus bis heute geschichtliche, also „mehraltrige“ und doch mit sich identische Kirche.

7. Wenn er bereit ist, seinen Zusammenhang mit dieser Kirche auch in der Liturgie zu bekennen und sich mit ihr solidarisch zu fühlen. Was das heißt, wird erläutert: „Überliefertes aus verpflichtender Vergangenheit als ein Erbe weiterzuführen und als Brückenbauer zur Zukunft dieser Kirche das zu treuen Händen Empfangene weiterzugeben: in lebensgemäßer Verwandlung, wo immer sie sinnvoll und notwendig ist.“

8. Wenn er ein religiöses Verhältnis zur Heiligen Schrift hat als zu dem Wort Gottes und ihren auf dem Lebensweg der Kirche angesammelten Verständnissen und Deutungen, als einem spirituellen Schatz, den er aus dem Ganzen mißt und aus dem Ganzen nähren will.

Die Willigen fühlen sich angesprochen

Nicht liturgiefähig ist nach dem Urteil von Ida Friederike Görres der Mensch:

1. Wenn er die Anbetung Gottes als überwundenes religionsgeschichtliches Relikt betrachtet, bestenfalls als periphere Verzierung des wahren Glaubenslebens, das einzig und wesentlich im Bruderdienst besteht.
2. Wenn er die Anbetung Gottes nur gelegentlich, nach privatem Ermessen übt und auch für alle anderen diese Freiheit postuliert.
3. Wenn es ihm unmöglich und im Grunde unzumutbar dünkt, sich dabei mit anderen zusammenzutun als mit kleinen Gruppen völlig Gleichgesinnter.
4. Wenn er die Meinung vertritt, daß Kult, wenn überhaupt, dann möglichst nach spontanen Einfällen und individuellen Vorschlägen des Liturgen oder einzelner Mitfeiernder geformt werden sollte und daß Liturgie, wenn überhaupt, ständiges Experimentieren sein sollte.
5. Wenn er sich einen legitimen Ordner und eine verpflichtende Ordnung nicht vorstellen kann.
6. Wenn er Kirche nur „einaltrig“ denken kann und die historischen Zusammenhänge nicht kennen will oder irgendeinen historischen Punkt als einzig verbindliches Modell bestimmt.
7. Wenn er überhaupt Kult als religionsgeschichtliches Relikt behandelt und „heilige“ Tage, Räume und Gebräuche und Verrichtungen als „magische Fossile“ ablehnt.
8. Wenn ihm die Heilige Schrift nicht mehr im theologischen Sinne heilig ist, sondern ein rein philologisch-kulturhistorisch zu behandelndes Stück Literatur. Wo „echte“ Liturgie geboten werde, fühlten sich die Willigen durchaus angesprochen und seien antwortfähig. Das Zeitklima sei jedoch solcher Entwicklung nicht günstig, denn die Traditionsunwilligkeit, „der eigentliche zeitbedingte Hemmschuh“, sei bei uns heute vielfach nicht „unbewußte Atmosphäre oder bloße Begleiterscheinung, sondern leidenschaftlich und zielstrebig betriebene zentrale Intention“.

Nur von Theologen eingepflichtet

Ist aber Traditionsunwilligkeit tatsächlich die zentrale Gefahr, die einem gesunden Vollzug der Liturgie droht? Es mag sein, daß in einer technisch geprägten Welt und städtisch geformten Gesellschaft, innerhalb der selbstgemachten Systeme, von denen sich der Mensch von heute umgeben sieht, der Sinn für das geschichtlich Überkommene geschwächt wird und daß gerade der Mangel an Traditionssinn zu Schwierigkeiten im Verständnis des liturgischen Vollzugs führt, aber muß das Infragestellen bestehender liturgischer oder außerliturgischer Tradition unbedingt Anzeichen für mangelndes geschichtliches Verständnis oder gar für die Unfähigkeit sein, christlichen Gottesdienst von den zentralen christlichen Wirklichkeiten her zu vollziehen?

Könnte sich nicht gerade aus dieser Schwierigkeit ein geschärftes Bewußtsein für die wirklich tragenden geschichtlichen Werte, eine schärfere Scheidung von echt und unecht ergeben? Mancher wird Schwierigkeiten haben, der Aussage zuzustimmen, daß solche Schwierigkeiten fast durchweg bestimmt sind „von Schlußfolgerungen recht komplizierter, niemals spontan aufquellender Thesen und Theorien, die nur durch Lektüre und Hören erworben werden können, wenn ihnen auch aus spontaner Sympathie zugestimmt wird“. Auch wird mancher bezweifeln, ob die zweite Kategorie von (negativen) Kriterien wirklich mehr auf Theologen und Kleriker zutreffen und, soweit sie sich bei den Laien finden, „meist von Theologen eingepflichtet“ sind. Und so viel Überlegenswertes daran ist, wird man doch wohl kaum sagen können, der „arme Laie“ sei nun „das Schlachtfeld und die Experimentierretorte geworden, in denen die Theologen ihre Kämpfe mit der eigenen unbewältigten Vergangenheit austoben“.

Muß man schließlich Anbetung Gottes mit liturgischem Vollzug, wobei doch immer auch gleich schon an eine bestimmte Form des Vollzugs gedacht wird, gewissermaßen gleichsetzen. Zum mindesten wird man sich hüten, den Dienst der Anbetung allzu sehr vom Dienst am Mitmenschen zu trennen. Schließlich war ja diese Trennung mit die Ursache für das Auseinanderfallen religiöser (liturgischer) Praxis mit dem Geschehen im Alltag und seinen sozialen Verantwortlichkeiten. Gerade auf dem ersten nachkonziliaren Theologenkongreß (vgl. ds. Heft, S. 489) wurde im Anschluß an ein liturgisches Referat darüber geklagt, daß sich Liturgiker bisher zu wenig darüber Gedanken gemacht hätten, wie im Vollzug der Liturgie selbst die gesellschaftliche Verantwortung zu wecken und zu pflegen sei.

Es fällt an dem vorliegenden Umfrageergebnis auf, daß viele Antworten, keineswegs nur von Liturgikern oder Klerikern, sondern auch von Laien und selbst den wenigen Protestanten, die sich dabei zu Wort gemeldet haben, die Schwierigkeiten liturgischen Verständnisses und Vollzugs mehr von den humanen und religiösen Verkümmierungen her anvisieren, als von der Frage her, wie Liturgie beschaffen und geformt sein müsse, damit sie für den Menschen der Gegenwart wesens- und zugleich persongerecht vollzogen werden kann.

Es fehlt allerdings nicht an Beiträgen, die sich stärker dieses zweiten und für den augenblicklichen Stand der Reform wesentlicheren Aspekts annehmen und im Sinne der Frage Guardinis, was im liturgischen Vollzug geändert bzw. wieder neu zur Geltung gebracht werden müsse, damit der Gläubige mit seiner konkreten geschicht-

lichen Existenz ohne das Gefühl existenzieller Verfremdung darin stehen könne, eine Antwort zu geben versuchen.

Vom Zeremoniell zur natürlichen Handlung

Heinrich Kahlefeld wägt vorsichtig Gefährdungen und Chancen der Gesundung gegeneinander ab und wirft einige Streiflichter auf die anthropologischen Grundprobleme. Er bekräftigt die Aussage Guardinis, daß ein gewisser Verlust an „Liturgiefähigkeit“ nicht erst das Ergebnis der technischen und gesellschaftlichen Umwälzungen unserer Tage sei, sondern das Verständnis des eigentlich Liturgischen bereits im vortechnischen Zeitalter verlorengegangen sei, indem man die liturgische Feier primär nur noch als einen von Zeremoniell umgebenen privat-innerlichen Akt verstanden habe. Er weist auch auf einige Gefahren hin, die spezifisch gegenwartsbezogen sind: auf den steigenden Verlust der Bildkraft und auf eine „Verarmung der Phantasie, wo schon die Kinder in einer denaturierten Umgebung aufwachsen“; auf den „gefährlichen Prozeß der Entgeistigung des Leiblichen“, der sich z. B. in der Schwerpunktverschiebung vom Erotischen auf das Sexuelle anzeige. Zugleich aber ergebe sich die Möglichkeit zur Ablösung „dünn gewordener Vorstellungen durch solche, die am Ursprünglichen gebildet sind“.

Kahlefeld glaubt, daß die vom Konzil inaugurierte Reform bereits auf diesem Wege sei und nicht nur einer größeren Vereinfachung der Riten und Zeremonien gelte und sieht dadurch die Frage Guardinis durch das Konzil selbst beantwortet: „Wir sind im Begriff, einen oft bis zur Unkenntlichkeit stilisierten und zugleich von sekundärer Symbolik überlagerten Gottesdienst durch Freilegung seiner elementaren Aktionen einem Menschen wieder zugänglich zu machen, der den Reichtum einer verkrusteten Form nicht weiterschleppen kann und mag.“ In der Hinwendung zur primären Gestalt, „in der Wendung vom Zeremoniell zur natürlichen Handlung“ liege die Hoffnung unserer Generation.

Engagierende Wahrhaftigkeit

In dieselbe Richtung weisen u. a. die Antworten des Journalisten und Schriftstellers Kurtmartin Magiera und des früheren CDU- und jetzigen SPD-Abgeordneten Peter Nellen. Doch stellt man auch in diesen Beiträgen eine merkliche Zurückhaltung fest hinsichtlich von Vorschlägen, wie nun diese Primärgestalt der Liturgie, die zugleich situationsgerecht vollzogen werden kann und soll, aussehen und welche Formen sie annehmen soll. Nellen verlangt, daß die Liturgie „mit sorgfältiger Behutsamkeit, aber auch mit Mut und ungewöhnlicher Entschlossenheit auf große Teile ihres historisch ihr zugewachsenen Reichtums an Formen und Gepränge“ verzichte. Ihre Erschließung sei in unserer Situation unmöglich, sie müßten eben fallengelassen werden. Magiera stellt — ins Positive gewendet — fest: Alles, „was den Menschen in seiner heutigen realen Lage in Gemeinschaft mit anderen befähigt, mit Gott zu sprechen, in einer Sprache also, die nicht nur Gott versteht, sondern auch der, der sie spricht, alles das sollte gewagt werden“.

Nellen stellt die Forderung, jedem Mitfeiernden müsse Wirklichkeit und Sinn des Vollzugs so klar werden, „daß die harte und illusionslose Nüchternheit unseres heutigen Lebens sie nicht als relikthafte Tun in einem letzten, nicht ausgeleuchteten Winkel verstehen und empfinden

muß“. Deshalb werde die Reform nicht haltmachen können vor dem Kirchenbau, der liturgischen Kleidung [mehrere Antworten zeigen, daß es sich auch gerade hierbei um ein dringendes Anliegen handelt], den gottesdienstlichen Formen, der „aufgeführten“ sakralen Musik und dem „Rankenwerk des erbaulichen Wortes“. Heute erwarte man auch in der Liturgie „überzeugende Eindeutigkeit und zwingende, ihn engagierende Wahrhaftigkeit“, man vertrage keine priesterliche oder oberhirtliche Salbung und Erbauung. „Gegenüber jeder Entfernung vom ‚Wort des Lebens‘ aus dem Munde des Herrn selbst, gegenüber noch so fein geschliffenen Steinen statt des Brotes sind wir empfindlich bis zur Abweisung.“

Zweifel an religiöser Vertiefung

Eine Reihe von Antworten zeigen eine gewisse Skepsis angesichts der gegenwärtigen Reform. Dabei fehlen, wie wir bereits gesehen haben, nicht diejenigen, die einen zu starken Traditionsverlust befürchten. Aber sehr viel deutlicher spiegelt sich doch die Befürchtung, man könnte doch nicht über neue, vielleicht stilechtere, aber im Grunde immer noch lebensfremde Formen hinauskommen. Man stellt fest, wie mühelos sich der größere Teil der Gläubigen den bisherigen Reformen gefügt habe, hegt aber Zweifel an einer echten religiösen Vertiefung. Hinsichtlich der Gestaltung der Eucharistie herrscht trotz gegenteiliger Stimmen der Zug zur kleinen Gemeinschaft und damit die Herausstellung der Mahlgemeinschaft in Form von Hausmessen. Hausmessen in einer der Haus- oder Wohngemeinschaft adaptierten Form stoßen offenbar auf breites Interesse. Es werden aber auch nicht zu übersehende Einwände gemacht. So meint Nellen, die heutige Arbeitswelt mit Kantinenspeisung, „die Verpflegung stehendes Fußes aus dem Kühlschrank“ und das immer seltener gemeinsame Familienmahl stumpften „die echt humane Fähigkeit“ der Mahlgemeinschaft immer mehr ab. Immer seltener versammle sich die Familie auch zu gemeinschaftsbildender Lektüre. Hierin liege eine große Gefährdung des Wort- und Verkündigungsgottesdienstes. Selbst wenn man eine solche Reform „durch unerhörte Anstrengungen besonders auch des Klerus zustande brächte“, so wäre dadurch doch die Gefahr des nur Formgerechten nicht gebannt. Die Liturgie könnte aber nicht lebensmächtig sein, wenn sie „in unserem engagierten Zivilisationsleben nur eine letzte ausgesparte Insel bildet“.

Die hier genannten Schwierigkeiten möchte Nellen jedoch auf unseren Zivilisationsbereich beschränkt wissen. Für den außereuropäischen Raum, vor allem für Schwarzafrika, aber auch für Asien und mit Einschränkung für Lateinamerika, müßten wahrscheinlich ganz andere Kriterien gefunden werden. Gerade Afrika habe heute mit seinen jungen Kirchen die „unerhörte Chance“, endlich zu einer Form des liturgischen Vollzugs zu kommen, „deren Frische und Neuheit das bisher diesen ganzen Bereich oft sehr unglücklich überherrschende Abendland schon in kurzer Zeit in Erstaunen versetzen werde. Aber hier stellt sich von der anderen Seite wohl wieder die Frage, ob das „Neue“ nicht bereits auf dem Wege ist, in eine technische Einheitszivilisation eingeschmolzen zu werden. Es fällt an der Umfrage auf, wie selten und wie unzureichend die Grundfrage zur Sprache kommt, welches nun eigentlich das Wesen des christlichen Kultes, auf dessen Sichtbarmachung und Verwirklichung letztlich jede Reform zielen muß und von dem her letzten Endes auch die

Frage nach der Liturgiefähigkeit zu beantworten ist, zur Sprache kommt. Doch dürfte diese gewisse Vordergründigkeit auch auf die Art der Fragestellung bei der Enquete zurückzuführen sein, über die der Herausgeber keinen Aufschluß gibt; dies um so mehr als auch Burkhard Neunhäuser in seiner Einführung eine saubere Klärung der Begrifflichkeiten unterläßt und z. B. die Grundfrage, inwieweit man in einem spezifischen Sinne von christlichem Kult sprechen könne und was daran „heidnisches“ oder religionsgeschichtliches Erbe sei, nicht behandelt. Nur einmal wird unter den 33 Antworten, in sehr überspitzter und in ungebührlich verkürzter Form, zur Sprache gebracht, welches das biblische Urbild und damit das Grundgefüge christlicher Liturgie sei.

Vom Mahl zum Pontifikalamt

Ernst Ell, Leiter der Schulpsychologischen Beratungsstelle in Karlsruhe, bringt die „Entwicklung des Katholizismus . . . in liturgischer Hinsicht“ auf die Formel: „vom Mahl zur Messe, und noch schlimmer: vom Mahl zum Hochamt, und ganz schlimm: vom Mahl zum Pontifikalamt, und dies mit Hilfe der Liturgie“. Christus habe nur den Auftrag zur Mahlfeier gegeben „... ohne Liturgie, nur von innen her geordnet...“ Nun wisse man, wie durch verschiedene Einflüsse aus der „Kirche“ Christi immer mehr eine „Religion“ großkultischer Art geworden sei „mit einer kastenartigen, religiöse Schauspiele zelebrierenden Priesterschaft“. Der Kirche habe das Mahl genügt, die Religion brauche mehr: „das Schauspiel, die Messe, das Hochamt, das Pontifikalamt, angeblich zur größeren Ehre Gottes, die dieser in solcher Weise gar nicht gefordert hat...“ So sei von Jahrhundert zu Jahrhundert das Mahl im Schauspiel immer undeutlicher geworden, bis am Ende nur noch das Schauspiel blieb... ohne Mahl der Gemeinde. Ell sieht „innere Zusammenhänge“ zwischen der Entwicklung der Liturgie „und der Herausbildung einer Priesterschaft... ähnlich der in anderen großkultischen Religionen“. In dieser Entwicklung sieht Ell zugleich ein „taktisches Mittel“ zur Klerikalisierung der Kirche. Wer diese Entwicklung „vom Mahl zur Messe und damit vom Haus zum Dom, vom Tisch zum Altar, von der Toga, dem römischen Alltagsgewand, zum Meßgewand, vom Presbyteros zur Priesterschaft, von der Handauflegung zur Priesterweihe, vom Volk Gottes zur Standeskirche, von der ‚Kirche‘ zur ‚Religion‘, vom Auftrag, das Mahl zu halten, zur ‚Berufung‘ zum geistlichen Stande“ bedauere, der könne die traditionelle Liturgie nicht gutheißen. So viel Wahres solche Aussagen enthalten mögen, so verkürzt werden hier die Sachverhalte. Es besteht jedoch kein Zweifel, daß in solchen Vorwürfen Meinungen eines nicht einmal so geringen Teils der jungen Generation zum Ausdruck kommen, die übrigens durch eine Reihe von Hinweisen anderer Teilnehmer an der Enquete und durch die Erfahrung mancher Seelsorger bestätigt werden. So überspitzt hier die Sachverhalte formuliert sind, wird man doch über das Anliegen nicht einfach hinweggehen, weil damit nicht nur die Frage nach der biblischen Gestalt liturgischen Vollzugs gestellt ist, sondern auch nach den Konsequenzen oder Chancen gefragt ist, die sich aus dem Übergang von der Volkskirche zur Gläubigengemeinde für eine gesellschafts-, person- und sachgerechte Erneuerung der Liturgie ergeben können. Dabei wird man sich freilich vor einem liturgischen Biblizismus hüten, der sich in unserer Gesellschaft allzu sektenhaft ausnehmen würde.